

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 24.

Donnerstag, 29. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery H. Gulden

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Virginia Kerkhoven ging nicht, sie schritt in den Raum. Ihr Rock war kurz, doch sie gab sich den Anschein, als zöge sie eine Schleppe hinter sich her. Sie war sich des Augenblicks von doppelter Tragik durchaus bewußt.

Der Diener schloß behutsam die Tür.

„Thomas!“ sagte Virginia.

Thomas Rouff hatte nur die vollkommen nebensächliche Empfindung, um wie vieles größer er sei als dieses kleine gelbhaarige Mädchen in der gewichtigen schwarzen Bekleidung.

„Gnädige Frau“, sagte Thomas, „ich bedaure Ihren Verlust aufrichtig, ich habe Herrn Linke sehr geschätzt.“

Virginia suchte nervös in ihrer Handtasche. Sie zog ein winziges Tuch hervor und tupfte leicht an die Augen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Mit gezierten Bewegungen setzte sich Virginia in die tiefen Polster und sah sich mit unverhohlener Neugierde um.

„Es ist fast alles noch so wie früher“, sagte sie und lächelte.

„Was sollte Thomas sagen?“

„Ja“, bestätigte er und griff nach den Zigaretten, um die alberne Steifheit der Situation zu lockern.

„Bitte.“

Er hielt Virginia den silbernen Kasten hin.

„Nein, o nein“, lehnte sie ab und hielt beide Hände zur Abwehr vor. Es war komisch. Das war nicht zu übersehen.

„Was führt Sie zu mir, gnädige Frau?“, fragte Thomas kurz entschlossen.

Virginia betrachtete ihn prüfend. Sie gestand sich, daß er prachtvoll sei und verglich ihn im stillen mit Jerry. Wo hatte sie damals ihre Augen gehabt? Was war Jerry gegen Thomas Rouff? Zumal, nachdem er sich weder beim Tennis noch beim Golf mehr hervortat.

„Ich komme, um für die herrlichen Blumen zu danken“, sagte Virginia und sprang auf.

Thomas mußte ihre Hand nehmen, von der sie den Handschuh abgezogen hatte. Weiß war die Hand und ein wenig fett geworden, die Armreifen klirrten leise.

„Ich“, sagte Virginia, „ich habe viel durchgemacht.“

Sie preßte ihr Tuch an den Mund.

„Das tut mir leid.“

„Und was ich Ihnen damals antat!“

„Wir wollen nicht von mir sprechen.“

„Ich war ein Kind, ich habe nicht gewußt, was ich tat. Thomas, wenn du wüßtest, wie unglücklich ich geworden bin!“

Virginia glaubte in diesem Augenblick unbedingt, was sie sagte. Sie hielt Thomas' Rechte fest. War es nicht ein prickelndes Gefühl, seine Nähe wieder zu spüren, ihn wieder für sich zu gewinnen?

Virginia strich mit ihrem Gesicht über seinen Armel.

„Thomas“, sagte sie leise — „Thomas“ —

Ohne Härte, aber entschieden, befreite sich Rouff.

„Es hat keinen Zweck, über Vergangenes zu sprechen. Die Geschichte ist vorbei und erledigt.“

Virginia warf den Kopf zurück.

„So, es war dir also ganz gleich, du hast dir nichts daraus gemacht?“

In Rouffs Stimme war nun schon Ungeduld, als er wiederholte:

„Wir wollen nicht davon sprechen.“

Bei Virginia hatten diese Worte nur den Erfolg, daß sie von neuem dachte, wie sehr Rouff gelitten haben müsse, wenn ihm heute noch die Erinnerung weh tat. Es ging nicht so auf einmal. Aber sie würde ihn schon wieder bekommen. Dessen war sie sicher.

Sie zog ihren Schleier zurecht. Nahm eine Miene an, von der sie glaubte, daß sie tiefsten Kummer ausdrücke, und ging. An der Tür drehte sie sich um:

„Lebe wohl, Thomas“, sagte Virginia. So hatte sie es einmal gelesen, und dieser Abgang schien ihr von höchster Wirkung.

Er war es wohl auch. Wenigstens dachte Thomas nicht sofort daran, daß er seinen Besuch zu begleiten habe. Dann eilte er hinterher, aber er sah nur noch Alexanders höfliche Verbeugung.

„Pepper“, sagte Thomas, „Pepper — Pepper —“ Dreimal sagte er das. Und er nahm den erstaunten Hund und drückte sein Gesicht in das raue Fell.

Das war also fehlgegangen. Virginia hatte sich den Verlauf anders vorgestellt. Zu dumm. Immerhin konnte es noch ein interessantes Erlebnis geben. So leicht war das mit Rouff nicht. Er war immer still und zurückhaltend gewesen. Sie war Ferrys Frau. Thomas wagte es ganz einfach nicht. Natürlich — so war es. Er war zu gewissenhaft, zu schwerfällig. Wie sehr hatte er sich wohl zurückhalten müssen, um sie, die schöne, geliebte Frau, nicht in seine Arme zu reißen.

Und während Virginia an den königlichen Dahlien entlang zum Gartentor ging, kam ihr eine verwegene Idee. Sie kehrte um. Erst ganz einfach, als habe sie etwas vergessen. Dann vergewisserte sie sich, ob auch niemand sie beobachte. Sie ging zur rückseitigen Terrasse. Virginia, die das Haus wie ihr eigenes kannte, kam unbemerkt in einen Raum. Aufregend war das. Ein wirkliches Abenteuer! Sie kauerte sich in einen großen Sessel. Was würde Thomas sagen, wenn er sie so fände! Sie nahm den Hut ab, lockerte mit beiden Händen ihr Haar. Sie fränte in ihrer Tasche. Die Schachtel mit Veronal kam ihr in die Hände. Dieses Zeug — auch das war Ferrys Schuld. Er ärgerte sie, machte sie nervös und ließ sie warten. Sie konnte nicht schlafen und mußte etwas einnehmen. Virginia drehte die Schachtel zwischen den Fingern. Ja — schlafen mußte sie, wenn Rouff sie fände. Er sollte einen schönen Schrecken bekommen.

Und sie nahm eine Tablette — noch eine — noch — eine —

Pam — pampampam.

Pam — pampampam.

Ferry Kerkhoven gab sich keinerlei Mühe mehr, manierlich zu bleiben.

Er schlug den Takt mit Messer und Gabel auf dem Eiskübel.

Pam — pampampam.

Das ist die Kitty.

Aus Salt-Lake-City.

Pam — pampampam!

Ferry trug ein Diadem aus Papierschlangen und hatte bereits einen Zweig Traubenrosinen im Knopfloch seines Smokings. Neben ihm saß eine Dame unbekannter Herkunft, welche die durch nichts zu erschlitternde Absicht hatte, an diesem fröhlichen jungen Mann ein Vermögen zu verdienen. Zu diesem Zweck ließ sie die Äpfelbänder ihrer Glittertoilette immer tiefer von den Schultern gleiten und ermutigte Ferry in jeder Weise zum Trinken und Kurzweil.

„Du bist ein herrliches Weib“, lobte Ferry.

Er amüsierte sich großartig.

„Mund auf — Augen zu“, kommandierte er.

Ferry ließ ein großes Stück Eis zwischen die brennend roten Lippen seiner Gefährtin gleiten.

„Huh — huh — du Wüstling.“

In dieses Geschrei mischte sich nüchtern und dringlich die Stimme des Kellners.

„Verzeihung, Herr Kerkhoven werden am Telefon verlangt.“

„Unsinn, wer will mich jetzt mitten in der Nacht, die fast wohl bei — — —“

Aber er stand doch auf und torkelte, vom Kellner unterstützt, hinaus.

Seine Dame blieb inmitten einer trostlosen Verwüstung sitzen. Sie machte ein Schiffchen aus der Speisefarte. Sie füllte es mit den Schalen der Krachmandeln. Sie pflückte die Früchte auf Zahnstocher, zerriß die Blumen aus der Vase.

Ferry Kerkhoven kam nicht zurück. —

Der Diener Alexander stand auf der Straße und lauschte, angestrengt.

Endlich!

Herr Kerkhoven, in einem bemitleidenswerten Zustand, entstieg dem Wagen.

„Zwei Mark siebzig“, sagte der Chauffeur gleichmütig.

Kerkhoven hatte seinen Mantel lose umgehängt. Seine Smokingschleife baumelte.

Er wußte nicht recht, was eigentlich los war und begrüßte Alexander mit einem Handschlag, als handelte es sich um seinen besten Freund.

„Mein Güter, sind Sie auch hier?“

Alexander entlohnte den Fahrer. Er umfaßte Kerkhoven mit festem Griff und führte ihn in das Haus.

Thomas Rouff stand da mit fremdem, verschlossenem Gesicht.

Noch ein anderer Herr war da. Oder zwei.

Kerkhoven konnte es nicht recht unterscheiden.

Und auf einem Sessel saß — nein, war das die Möglichkeit — da saß dieses alberne Geschöpf aus Wachs mit den gelben Lippen und dem geschwungenen roten Mund. Was sollte diese Komödie? Hatte Rouff nicht genug an dem Anflug von damals?

Sonderbare Vorstellung.

Das Zimmer schwante.

Und Rouff — dieser Filsou — hatte er nicht dem verdammten Gestell da schwarze Kleider angezogen? War das nicht —

Kerkhoven schlug sich gegen die Stirn.

„Seid ihr alle toll? Was ist hier los? Man muß Polizei holen! Polizei! Polizei!“

Thomas Rouff und der Arzt versuchten Kerkhoven zu beruhigen. Die ganze Nacht ging damit hin.

Als der Morgen da war, gab es keine sichtbare Spur mehr von der Tragikomödie in Rouffs Haus. Stille war ringsum.

Die Türen zum Garten standen weit offen. Der Diener Alexander rückte den Tisch mit dem Frühstück dorthin, wo die Sonne ihn später treffen würde.

Die Dahlien boten ihre Pracht dem jungen Tage dar. —

Herr Thomas Rouff ließ kaltes Wasser über seine Glieder sprühen. Er kleidete sich an.

Von Pepper gefolgt, ging er die Treppe hinab. Er trat mitten in den goldenen Sonnenstreifen, der über den Fliesen lag.

„Alexander“, sagte er, „dies ist der letzte Dienst, den ich von Ihnen verlange. Sagen Sie Frau Donovan, daß ich in einer Stunde bei ihr bin.“

— Ende! —

Lord Clifton und die Perlenkette.

Eine Gaunergeschichte von Otto Schwerin.

In der Auslage des Goldwarengeschäfts von Brettschneider und Co. stand seit 14 Tagen ein kleines Postament aus rotem Samt. Es enthielt, geordnet angeordnet, ein halbes Duzend echte Ketten, sogenannte Kolliers, keine gerade auserlesenen Wertstücke, aber doch Schmuckgegenstände die einen Durchschnittswert von Mk. 150.— bis Mk. 200.— darstellten. An einem Montag vormittag, — Herr Brettschneider junior hatte das Geschäft gerade geöffnet — betrat ein Kunde den Verkaufsraum. Es handelte sich um einen älteren Herrn, von vornehmen Äußeren, mit größter Sorgfalt gekleidet.

„Ich möchte ein Kollier kaufen!“ sagte er und legte seinen steifen Hut auf den Ladentisch. Dann streifte er langsam die hellen Wildlederhandschuhe ab. Herr Brettschneider torkelte den Kunden, der Deutsch mit einem leichten fremden Akzent sprach, für einen Engländer oder Amerikaner und legte ein Samtkissen auf die Ladentheke, um die gewünschten Schmuckstücke vorzulegen. „Sie haben draußen im Schaufenster“, fuhr der Kunde fort, „einige Ketten mit kleinen Anhängern, die mir ausagen. Bitte wollen Sie mir die Sachen hereinholen.“

Zuvollere und vorsichtige Leute. Während Herr Brettschneider dem Wunsch des Kunden entsprach, trat die Gehilfin, die im Laden anwesend war, auf den Kunden zu und bat höflich, Platz zu nehmen. Der Kunde prüfte die Kolliers, ließ die dünnen Goldblettchen durch die schlanken Finger gleiten, untersuchte die Steine oder Perlen der Anhänger mit einer Lupe, fragte nach den Preisen, konnte sich aber anscheinend nicht leicht zum Kauf entschließen. Herr Brettschneider mußte weitere Schmuckstücke vorlegen, plötzlich stutzte er, seine Augen glitten über das rote Samtkissen des Verkaufstischs, blieben dann an dem Kunden haften, der gleichgültig eine Kette vom Ladentisch genommen hatte, aber er schien den scharfen prüfenden, beinahe mißtrauischen Blick des Geschäftsmannes instinktiv zu fühlen, erkannte sah er von dem Schmuckstück auf, legte es auf den Tisch und fragte mit einem überraschten Unterton: „Warum sehen Sie mich so seltsam an, was wollen Sie — — —?“

Herr Brettschneider gab seiner Gestalt einen Ruck. „Es fehlt eine Kette!“ sagte er hart. „Und — — — was wollen Sie damit sagen — —?“ Scharf kam diese Gegenfrage. „Nichts, — noch nichts, — mein Herr, — aber ich stelle fest, daß eine Goldkette mit einer grauen Perle verschwunden ist, vor drei Minuten lag sie noch hier auf dem roten Kissen. — —“

Der Kunde trat einen Schritt vom Tisch zurück. „Ihre Behauptung ist eine bodenlose Unverschämtheit. — Bleiben Sie mir vom Leibe — oder ich borge Sie knod out. Ich verlange, — — daß Sie sofort die Kriminalpolizei anrufen und daß ich von einem Polizeibeamten durchsucht werde. Von Ihnen aber dulde ich keine Verührung.“ — Der Juwelier zuckte die Achsel. „Verzeihen Sie!“ antwortete er überhöflich. „Darin begegnen sich unsere Wünsche.“

Die Gehilfin hatte sich schweigend entzerrt, man hörte, daß sie im Büro, hinter dem Verkaufsraum, ein Telefongespräch führte. Der Kunde nahm gelassen Platz und schlug die Beine übereinander. Brettschneider stand hinter dem Ladentisch, die Hand in der Gefäßtasche, wo eine Pistole steckte, und ließ den Ausländer nicht aus den Augen. Drei Minuten vergingen, die dem Juwelier wie ebensoviel Stunden vorliefen. Draußen fuhr ein Taxiauto vor, ein einfach gekleideter Mann betrat den Laden.

„Kriminalsekretär Steinmann“, sagte er, sich vorstellend.

Und jetzt wurde der Kunde unruhig. Er erhob sich, ging mit kleinen, langsamen Schritten rückwärts, nach der Türe. Aber der Kriminalbeamte versperrte ihm den Weg. „Guten Morgen, Lord Clifton!“ sagte er höhnisch. „Auf ein Wiedersehen mit Ihnen habe ich allerdings nicht gerechnet.“ Bevor der überraschte Kunde auch nur eine Bewegung machen konnte, umschlang eine Patentfessel sein rechtes Handgelenk, mit einem Ruck hatte der Kriminalbeamte die Linke des Juweliers nach vorn gerissen und ebenfalls gefesselt. Nachmännlich tastete er die Kleidung des Verhafteten ab.

„Aha —!“ lachte er auf. „Hier ist die Kette!“ Und er reichte dem Juwelier ein dünnes, goldenes Halsketten über den Tisch. „Wir haben einen guten Fang gemacht, Herr Brettschneider“, sagte er. „Bitte verwahren Sie Ihre Kostbarkeiten, — und Sie

— Lord Elfton — oder wie Sie in Wirklichkeit heißen, Chriftian Kellermann, begleiten mich zur Polizeidirektion!"

Der Juwelier war überglücklich. Er hatte das Empfinden, dem Kriminalbeamten fich in irgend einer Form erkenntlich zeigen zu müffen, aber diefer ergriff den Dieb am Arm, führte ihn über den Bürgerfteig, und zwei Sekunden später fuhr der Kraftwagen in der Richtung nach der Polizeidirektion davon. Brettfchneider und feine Gehilfin räumten wortlos die auf dem Tifch umherliegenden Ketten auf, die Gehilfin brach zuerft das Schweigen. „Das ging noch gut ab, Herr Brettfchneider!“ sagte fie und verfuchte zu lächeln, aber die Angst und die Aufregung der letzten Minuten ftanden noch deutlich in ihrem Geficht. Brettfchneider wollte eine Antwort geben, aber in diefem Augenblick fuhr ein anderer Kraftwagen vor, und dießmal betraten drei Männer den Laden. Zwei waren Schugleute in Uniform, die fich sofort vor die Türe ftellten, der Dritte trug Zivil, legte eine Blechmarke auf den Ladentifch und sagte zu Brettfchneider: „Kriminalaffiftent Hagemann von der Polizeidirektion. Wir kommen auf Ihren telefonifchen Anruf hin.“

Der Juwelier lächelte. „Sie kommen zu spät, Herr Hagemann“, sagte er mit einer leichten Ironie. „Vor einigen Minuten war schon Ihr Kollege Steinmann hier und hat den Dieb mitgenommen.“

Der Kriminalbeamte fchüttelte den Kopf. „Hier stimmt etwas nicht!“ — „Ein Kriminalbeamter Namens Steinmann ift hier unbekannt.“

Der Juwelier wechfelte die Farbe. „Ich verftehe Sie nicht“, rammelte er. Dann berichtete er, erregt, die Worte überftürzend, die Vorkommnisse der letzten Minuten.

Der Kriminalaffiftent ließ Herrn Brettfchneider ruhig ausreden. — „Zeigen Sie mir doch bitte die Kette, die mein sogenannter Kollege dem Diebe abgenommen hat.“

Brettfchneider griff nach dem Kettchen, betrachtete es noch einmal eingehend und warf es wütend, in weitem Bogen, mitten in den Laden. Dann lachte er bitter auf: „Sie haben recht, Herr Hagemann“, sagte er. „Hier stimmt wirklich etwas nicht. Zuerft einmal die Kette dort. Es handelt fich um eine gefchickte, aber vollftommen wertlofe Imitation, die einige Mark wert ift, die echte Kette, die die beiden Gauner mitgenommen haben, toftet mich Mt. 180.—. Ich verftehe jetzt den ganzen Schwindel. Der Kriminalbeamte von vorhin war genau fo echt wie jener Dred, der da drüben auf dem Boden liegt. Was ich aber nicht verftehe, ift die Frechheit des Diebes, mich felbft aufzufordern, die Kriminalpolizei herbeizurufen.“

„Das war nichts anderes als gefchickte und talblätige Berechnung. Der Dieb wußte zu genau, daß mindestens 8—10 Minuten, im günftigften Falle, verstreichen mußten, bevor einer von uns, felbft unter der Benützung eines Kraftwagens, hier fein konnte. Der Pseudokriminalift konnte fchneller erscheinen, denn er wartete bereits auf ein vorher verabredetes Zeichen eines dritten Komplizen, der durch die Ladentüre oder das Schaufenfter die Vorgänge hier im Laden verfolgte.“ — „Jetzt weiß ich auch, warum es die beiden fo eilig hatten, nach der „Verhaftung“ zu verfhwinden“, meinte der Juwelier über feinen eigenen Reinfall lachend. „Natürlich“, ftimmte der Kriminalbeamte bei, „es hätte immerhin möglich fein können, daß wir durch zu promptes Erfcheinen den Gaunern einen Strich durch die Rechnung machten.“

Bierzehn Tage später nahm die Kriminalpolizei in Wien zwei internationale Juwelendiebe feft, den aus Plauen gebürtigen 62 Jahre alten Monteur Chriftian Kellermann und den 40jährigen Walter Dreywig aus Königsrufterhaufen. Beim Verſuch, den gleichen Trick bei einem Wiener Juwelier auf dem Kärntnering zu imitieren, gingen fie „verſchütt“.

Die Kuh.

Von Gustav Galm, Köln.

Morgenſonne ſcheint in die niedrige Stube. Mutter Ehlers ift allein. Mit ihren Gedanken allein. Der Bauer ift aus. Fröhlich; zum Bier, zur Regelfbahn.

„Das ift das letzte“, denkt fie bitter. Was er ihr angetan hat, antut Tag um Tag, fie trägt es nicht mehr. Es muß ein Ende haben. An den Bach hat fie gedacht, an den Mühlteich, an die Eisenbahn. Aber das ift vorbei. Denn nun denkt fie an Gott. Sie will nicht ſchwach ſein; ſchwach ſein, das ift ja, was ſie ihm zum Vorwurf macht jeglichen Abend. Nur von ihm gehen will ſie, weg auf immer. Alles, alles ruht auf ihr. Das ſoll ein Ende nehmen. — Und Stüd für Stüd packt ſie in ihre Taſche, alles, was ihr gehört, Kleider, Wäſche, häßlichen Schmud. — Den Ring läßt ſie da. Sie will ihn nicht. Was er umſchloß, ift zerſprungen. Soll vorüber ſein. Sie legt ihn mitten auf den Tiſch, da wird er ihn finden. Er hat ihn vor fünfzehn Jahren gekauft, mag er ihn wiedernehmen, manchen Schoppen bekommt er dafür.

Leife, als fürchte ſie, etwas aufzufören, zieht ſie noch Lade um Lade auf. Ordnet das Tiſchzeug, glättet die Leinwand, überzieht die Betten, beide; beinahe lacht ſie dazu, bitter genug. In der Küche nimmt ſie eine Taſſe an ſich: mit Goldſchrift ſteht

„Mutter“ darauf. Sein letztes Geſchenk war's, eine gute Weſte ift's her. Sie legt ſie obenauf in die Taſche, ſieht auf die Uhr, die bunte, ſchnarrende Schwarzwälder Uhr, — es ift Zeit für den Zug, der ſie mitnehmen ſoll, — zu ihren Verwandten.

Mit einem langen, kummervollen Blick umfaßt ſie das alles, was ſie verläßt, zum letzten Mal, Küche, Kammer und Stuben. Noch im Hof, als ſie ſchon die Türe verſchließt und den Schlüssel unter der Matte birgt, meint ſie, den Kupferteffel vom Herd leuchten zu ſehn.

Die Hühner laufen zuſammen, nichts hat ſie als ihr Frühlingsbrot, davon bricht ſie ein Stüd, zerreibt es in der Hand und ſtreut ihnen die Bröfel, die ſie eifrig zerpiden. Indem geht ſie weiter. Aber das Gartenſtättchen niden die Blumen, Ritterſporn, Akern, Georginen, Löwenmäulchen und Malven. Ungepflegt das alles, wild übereinanderwuchernd, ſeit ſie die Zeit nicht mehr fand, zu ſäten und zu ſchneiden. Sie ſteht und ſchaut, ſie plückt eine Aker ab und ſchiebt ſie in ihr Bündel, dann geht ſie vorbei.

Den Stall ſieht ſie nicht an, ſie tritt ans Tor, hebt den ſchweren hölzernen Kiegel, tut auf. Indem brüllt die Kuh. Langgezogene, klagende Töne dröhnen wie Poſantenſchöbe durch Stall und Hof. Erſchrocken läßt ſie das Tor zuſammen, — wie ſchuldberuſt ſieht ſie ſich um. — „Haſt recht“, ſagt ſie vor ſich hin. — „Abſchied muß ſein.“ — Und macht die Stalltür auf.

Warmer Dunſt und Stallgeruch ſchlägt ihr entgegen. Heftiger brüllt die Kuh, den Kopf ihr zuwendend. Im Verſchlag medert die Ziege. Langſam und ſchön geht die Frau zu der Kuh, klopf ihr den Hals, ſtreichelt ihre Stirn. Da ſieht ſie, — die Futterraufe ift leer. Die Streu ift vernachläſſigt und zertrampelt. — „Nicht mal für ſein Vieh hat er Zeit“, murmelt ſie erſchrocken. Ihr Bündel hängt ſie an den Dachbalken, ſie läuft über den Hof, reißt den Schuppen auf, raſt Futter an ſich, beide Arme voll, und trägt es zum Stall. Heißhungerig wühlt die Kuh ihre grobe, rauhe Zunge hinein. Wieder eilt ſie hinaus, Streu zu holen, Waſſer, Gras für die Ziege. Mit gelben Augen ſieht ſie die an, medert, ſchnuppert an ihr hinauf, ſie fählt die Zunge an ihrer Hand.

Plötzlich übermannt es ſie. Mitten im Stall, zwiſchen Ziege und Kuh, während Hühner und Gauner der Tiere mahlend das Futter zermalmen, bricht ſie ſchluchzend zuſammen. Auf dem dreibeinigen Schemel lauert ſie — aber ihr baumelt die Reife-taſche mit ihrem großen Beſitz, den Gut hat ſie auf dem Kopf, in beide Hände birgt ſie das Geficht und ſchluchzt auf. — Ein paar mal nur, dann wiſcht ſie ſich durch das rote Geficht und ſieht auf. — „Wie dumm von mir“, ſagt ſie vor ſich hin. — „wer ſtark ift, warum ſoll der weglafen von allem?“ Zag faſt, als ſchäme ſie ſich ihrer Regung, ſtreichelt ſie über das glänzende Fell der Kuh, mit einem kurzen Auflachen hebt ſie die Taſche vom Gaſen und geht hinaus, — noch im Vorbeigehen wirft ſie die Aker aus ihrem Bündel. Im Hof bleibt ſie ſtehen, lockt die Hühner und ſtreut ihnen den Reſt des Brots, das für die Reife gerichtet war. Dann geht ſie ins Haus, als ſei nichts geſchehen. Zuerſt nimmt ſie den Ring vom Tiſch und ſtreift ihn über den Finger; dann ſcheidet ſie ſich um, packt aus, — und nicht lange, ſo dampfen die Keffel auf dem Herd, und alles ift wie früher. Der Mann mag nur kommen, ihr Teil ift getan, mag er ſehn, wie er ſeines tut!

Americana.

Überſetzt von Kurt Mielke.

Ein Mann in Chicago will ſich ſcheiden laſſen, weil ſeine Frau vierundzwanzig Raben im Hauſe hält. Der Arme mag ja ein wahres Dundeleben geführt haben.

Wenn du einen kurzen Winter haben wiſſſt, ſo ſtelte einen im Frühling fälligen Wechſel aus.

Wir finden immer einen Menſchen ſympathiſch, der frei herausſagt, was er denkt, beſonders wenn er unſerer Meinung ift.

Die Bekanntgabe des Datums der Verſchiebung der Abriſtung ift verſchoben worden.

In der letzten Akademie-Ausſtellung waren bloß zwei oder drei Problem-Bilder. Bei den meiſten anderen war es aber außerdem ein Problem, wie ſie angenommen werden konnten.

Das Britiſche Muſeum hat eine prähistoriſche Steinsäge bekommen, die in einem Stüd Holz ſteckt. Wie man annimmt, machte der prähistoriſche Tiſchler einen ſolchen Krach mit ſeiner Steinsäge, daß er ganz das Kommen des Brontosauras überhörte, der ihn dann auffraß.



Des Gärtners Tagewerk im Februar.

Wenn auch der Winter sein Regiment noch trozig vertheidigt, so regt sich doch schon, zunächst noch ganz heimlich und schüchtern, neues Leben in der Natur. So brüten bereits mitten in der frostigen Winterszeit einige Vögel, wie der Kreuzschnabel, ein oft bestauntes Wunder der Natur. Bereits sehnen sich die ersten Wandervögel, Lerchen und Stare, nach der Heimat zurück, und die Goldammer, Haubenlerchen und Krähen verschwinden nach und nach aus der Nähe der menschlichen Wohnstätte. Aber nur noch zu oft zeigt der Winter seine Heimtücke und überrascht uns immer wieder mit Schneegestöber und Kälte, wahrlich eine große Gefahr für unsere Singvögel. In ihrer großen Not sollen wir ihnen beistehen, indem wir ihnen Futterstellen errichten und reichlich mit Körnerfutter bescheiden. Ebenso ist jetzt schon daran zu denken, Nistkästen aufzuhängen, die von den Vögeln als geschützte Schlafstätte gerne benutzt werden. Die alten Nisthöhlen, die im vorigen Jahre benutzt wurden, sind zu reinigen und wieder aufzuhängen.

Auch in der Pflanzenwelt erwacht zur Freude des Naturfreundes das erste Leben. Der Haselnußstrauch setzt an geschützten Stellen seine purpurnen Sternchen der weiblichen Blüte auf, während die gelben Röhren ihren Blütenstaub ausschütteln. Bald folgen in der Blüte die Weiß- und Schwarzerle und von krautartigen Pflanzen der gelbe Winterstern, die Vogelmiere, das Kreuzkraut und Gänseblümchen. In den Gärten regt sich schon das Schneeglöckchen, seine lieblichen Blüten zu entfalten. Aber diese bescheidene Pracht erhebt sich die Lerche mit lautem Jubel in die klare, blaue Luft, uns das nahende Ende des Winters Herrschaft zu verkünden.

Im Obstgarten muß der Schnitt der Obstbäume und der Beerensträucher möglichst in diesem Monat beendet werden. Bei günstiger Witterung kann schon Ende Februar mit dem Veredeln der Obstbäume durch Kopulieren, Anschäften mit Zungenschnitt, sowie das Gaisfußpfropfen vorgenommen werden. Insbesondere sollten Kirichen und Zwetschen so früh wie möglich veredelt werden, da dann mit dem sicheren Anwachsen gerechnet werden kann.

Die Fanggürtel sind jetzt vorsichtig abzunehmen und zu verbrennen. Dabei gebe man auf den Apfelblütenstecher acht, der nur zu gerne seinen Winteraufenthalt hinter dem Gürtel nimmt. Er ist selbstverständlich zu vernichten. Überhaupt fahnde man bei dem Hantieren an den Obstbäumen auf die Schädlinge und töte sie, wo man sie antrifft. Das ist jetzt bei weitem leichter auszuführen als im Frühjahr, wo sie ihre Hülle bereits verlassen und sich wo möglich schon über den ganzen Baum verbreitet haben. Man vergesse auch nicht, in diesem Monat die Bäume mit einer zehnprozentigen Obstbaumkarbolinsäurelösung zu besprühen. Eine stärkere Lösung ist nicht nötig, zumal es sich erwiesen hat, daß eine Lösung in der angegebenen Stärke für die Vernichtung der Schädlinge vollständig genügt und die Knospen nicht geschädigt werden. Besonders notwendig ist ein Besprühen überall da, wo die Bäume vom Schorf, Mehltau und Polsterfimmel heimgesucht wurden.

Im Gemüsegarten kann unter Umständen schon an die Bestellung einzelner Beete zur Ausfaat, besonders langsam keimender Samen, gedacht werden. Es ist natürlich selbstverständlich, daß diese frühen Ausfaaten nur in klimatisch günstigen Gegenden und auch da nur in geschützter Lage gemacht werden können. Es muß auch die Hauptkälteperiode vorüber sein, eher ist nicht daran zu denken. Wurde das zu bestellende Land bereits im Herbst umgegraben, dann darf es nicht in derselben Weise noch einmal bearbeitet werden; es genügt schon ein Durchhaden mit dem Karste. Damit warte man jedoch, bis der Boden an der Oberfläche abgetrocknet ist, da er sich leicht bearbeiten läßt. Sonst warte man besser bis anfangs März damit. Es ist selbstverständlich, Beete, die mit Rosenföhl und Winterföhl seither bestanden waren, sobald der Boden offen ist, umzugraben.

Unter diesen Voraussetzungen können im Laufe des Monats ausgesät werden: Zwiebeln, Karotten, Puffbohnen, Erbsen, Spinat, Schwarzwurzeln, Petersilie und Kerbel. Wenn es für Erbsen und Puffbohnen noch zu früh dünkt, kann man auch die Samen in Töpfe oder flache Kästen säen und an das helle Fenster eines warmen Zimmers oder in ein Mistbeet stellen. Die Keimlinge lassen sich leicht und ohne nennenswerte Störung später ins freie Land verpflanzen.

Im Blumenarten ist der Schnitt der spätblühenden Ziersträucher zu beenden. Sobald gelindes Wetter Ende des Monats eintritt, ist die Winterbede der Rosen und ebenso die der Stauden etwas zu lüften, um ein frühzeitiges Austreiben zu verhindern. Der Rasen ist zu seiner Kräftigung mit guter Gartenerde, noch besser mit nahrhaftem Kompost, der mit dem Rechen gleichmäßig zu verteilen ist, zu überstreuen.

Die Überwinterungsräume der Zimmer- und Kübelpflanzen sind, so oft es die Witterung erlaubt, besonders um die Mittagszeit, recht fleißig zu lüften. Durch die Zufuhr frischer und vor allem feuchter Luft erweisen wir den Pflanzen unschätzbare Dienste, ebenso, wenn wir sie alle acht bis zehn Tage mit einem zarten Schwamm und lauwarmem Wasser abwischen. Staub und Ungeziefer werden dadurch beseitigt.

Die chinesische Primel.

Die chinesische Primel ist unstreitig die dankbarste Winterblüherin. Unermüdlich treibt sie selbst bei bescheidener Pflege von November bis in den Frühling hinein immer wieder von neuem ihre mit vielen Blumen besetzten Blütenstiele aus dem Schoße ihrer großen Blätter hervor. Ihre Blüten variieren in allen roten, violetten, purpurnen und blauen Farbentönen, selbst die weiße und gelbliche Farbe ist vertreten. Man sieht häufig auch einfache und gefüllte, ganzrandige und gefranste Blüten, ein Naturspiel sondergleichen. Nur eine Eigenschaft hat ihnen die Natur vorenthalten: das ist ein köstlicher Wohlgeruch.

Wer Freude an diesen lieblichen Blumen haben will, darf sie nicht in ein geheiztes Zimmer stellen. Hier wird der Blattwuchs in besonderem Maße begünstigt auf Kosten der Blüten, die kleiner und unansehnlicher werden und bald ganz ausbleiben. Ihr Lieblingsplatz ist vielmehr am hellen, luftigen Fenster eines ungeheizten Zimmers. Hier fühlt sie sich am wohlsten bei einer durchschnittlichen Wärme von höchstens 8 Grad Celsius.

Die chinesische Primel läßt sich aus Samen ziehen, während sich die gefüllten Sorten nur durch Stecklinge vermehren lassen. Aber beides erfordert unendlich viel Mühe und Sorgfalt im Zimmer und führt schließlich doch zu einem Mißerfolg. Man kauft daher im Spätherbst blühende oder reich mit Knospen besetzte Pflanzen bei einem Gärtner zu einem verhältnismäßig billigen Preise.

Die Primel läßt sich mehrere Jahre hindurch zum Blühen bringen, aber im ersten Jahre beiriedigt sie am meisten durch die Schönheit ihrer Blüten. Soll sie wenigstens im zweiten Jahre nochmals blühen, so muß man ihr bald nach der Blütezeit bis in den Sommer die nötige Ruhe zu ihrer Erholung gönnen, indem man sie nur alle acht Tage mäßig gießt. Erst im August zeigt die Pflanze neues Leben. Dann wird sie in ein Gemisch von guter Gartenerde und Torfmull oder in sandige Mistbeerde umgepflanzt und auch wieder reichlicher gegossen.

Von den zahlreichen Arten sei noch die *Primula obconica*, gleichfalls eine dankbare Winterblüherin mit weißen oder roten Blüten, erwähnt. Beim Hantieren mit diesen Pflanzen ist eine gewisse Vorsicht an den Tag zu legen. Die Blätter sind nämlich mit Brennhaaren besetzt, die, ähnlich wie die Brennnessel, bei einer empfindlichen Haut hervorrufen können, ja sogar unangenehme Entzündungen hervorrufen können.

Empfehlenswerte Ratsschlage.

Der Torfmull ist ein brauchbarer Ersatz für den Stallmist, wenn er tüchtig mit Jauche durchtränkt wird. Da aber die Jauche arm an Phosphorsäure ist, sollte man ihr noch Thomasmehl, und zwar 5 Kilogramm auf den Ballen zusetzen. Der Torfmull lockert den bindigen Boden, so daß Luft und Wasser und später im Frühjahr auch Wärme leichter Zutritt haben. Den leichten Boden dagegen macht der Torf bindiger und gibt ihm die so notwendige wasserhaltende Kraft.

Tritt im Winter Glatteis ein oder bildet sich auf vorhandener Schneedecke eine Eistruste, so sollte man das Eis mit einem eisernen Rechen oder einer leichten Hacke zerstören, damit die Luft zu den darunter befindlichen Pflanzen dringen kann, sonst liegt die Gefahr nahe, daß sie bei längerer Dauer faulen. Diese Maßnahme kommt besonders den Winterbeständen von Spinat, Salat, Fenchel und Erdbeeren zugute.